

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Stefan Murr**  
**Affäre Nachtfrost**  
Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Der Abend, der sein Leben zum zweitenmal von Grund auf veränderte, war dunkel, windig und kalt. Der Schnee knirschte unter seinen Schuhen, was in dieser Gegend selten genug geschah. Wo sein Weg bisweilen aus den schützenden Kulissen des etwa 30jährigen Fichtenbestandes heraustrat, trieb der eisige Wind zarte Schneewirbel über den gefrorenen Boden. Stoffel und Steffi hatte er von der Leine gelassen, und die beiden Cockerspaniels schossen als Schatten mit langwedelnden Ohren schnüffelnd über die Schneefläche hin und her. Manchmal tänzelten sie vor Kälte oder blieben stehen und blickten zitternd mit angewinkeltem Vorderbein zurück zu ihrem Herrn.

Der hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und einen langen Wollschal lose darumgeschlungen. Er kannte diesen Weg. Er ging ihn jeden Tag, und er ging ihn jeden Tag fast um dieselbe Zeit, denn die Hunde brauchten ihre Regelmäßigkeit. Während er sie hier oben im Wald spazierenführte, stellte unten Anne das einfache kalte Abendessen auf den Tisch, an welches sie sich seit einiger Zeit gewöhnt hatten.

Der Himmel war nicht sternklar, nur der Schnee leuchtete etwas. Nach einigen Minuten kam er an die Stelle, wo sich durch eine Schneise der Blick auf das Moseltal öffnete. Dort säumten Lichterketten den Flußlauf, Autoscheinwerfer huschten hin und her, hinter Fenstern erloschen Lichter oder wurden eingeschaltet. Er kannte jedes einzelne Gebäude, jede Straßenbiegung, jede Lichtreklame. Von ihrem Haus aus hatten sie fast den gleichen Blick.

Während er die Augen von diesem Bild abwendete, um, wie er es stets an dieser Stelle tat, umzukehren, schienen ihn einen Augenblick lang seine Sinne zum Narren zu halten. Er sah auf dem leicht abfallenden Waldweg plötzlich drei anstatt zwei Cockerspaniels tollend und mit den Nasen Schnee in die Winterluft werfen. Da er mit sich im unreinen war, ob er sich getäuscht hatte oder nicht, rief er die Namen seiner beiden Lieb-linge, die aufs Wort gehorchten und mit gesenkten Nasen auf ihn zuliefen, im Stehenbleiben die langen Ohren schüttelnd. Schließlich öffneten sie die Lefzen, ließen die Zungen heraus-

hängen und sahen ihn an. Der dritte Spaniel schoß noch eine Weile in der Schneise hin und her und näherte sich dann auch. Fritz Seyfried schüttelte den Kopf. »Ich dachte schon, ich sehe Gespenster«, sagte er zu dem Mann, der plötzlich aus dem Dunklen aufgetaucht war und neben ihm stand. Das gehe ihm auch manchmal so, lachte der Fremde vor sich hin und beschäftigte sich angelegentlich mit einer kalten Pfeife; und danach, fuhr er fort, stelle sich doch alles als ganz normal heraus. Fritz Seyfried betrachtete den Mann aus den Augenwinkeln. Ungefähr ein Mensch wie ich selbst, dachte er, 50 oder etwas mehr, Winter-trenchcoat mit Seidenlammkragen, glatt zurückgekämmtes, etwas schütteres Haar, wahrscheinlich nicht gerade ein Topmanager, aber auch nicht voll abhängig, einer, der sich unter Ausnutzung aller Bausparfinessen und Staatsdarlehen ein Eigenheim erwirtschaftet hat und am Wochenende den Garten umgräbt, wobei er sich einbildet, daß das gesund sei und Spaß mache.

Nur, wie das Gesicht des Mannes eigentlich aussah, das zu beurteilen fiel Fritz Seyfried ausgesprochen schwer. Es war jedenfalls flächig und glattrasiert, eine Brille, die auch jetzt in der Dunkelheit eine opalisierende Tönung zeigte, verdeckte die Augen. Alles in allem erweckte der Fremde einen jovialen, freundlichen Eindruck. Aber wenn Fritz Seyfried später gefragt wurde, wie der Mann denn ausgesehen habe, war seine Erinnerung immer ein und dieselbe: nichtssagend, unscheinbar – wie Herr Jedermann.

»Originelle Namen haben Sie ihnen gegeben«, sagte der Fremde.

»Ein Rüde und eine Hündin«, antwortete Fritz Seyfried und streichelte das seidenweiche Haar der Köpfe, mit denen sich die Hunde gegen seine Beine drängelten. »Aber alle beide Schmusser von Gottes Gnaden.«

»Ein Wurf?« wollte der Fremde wissen.

»Ein Wurf, ja«, sagte Fritz Seyfried, während er die Karabinerhaken der Doppelleine an die Halsbänder der Tiere schloß. Der Hund des Fremden sah dabei pumpend, mit in der Dunkelheit glänzenden Augen und langausgelegter Zunge zu. »Dreieinhalb Jahre alt«, fuhr Fritz Seyfried fort. »Gerade im schönsten Alter.«

»Ich weiß«, sagte der Fremde. »Asta ist im gleichen Alter.«

»Ich muß nach Hause«, sagte Fritz Seyfried und nahm die Leine in die rechte Hand. Er schlang sie einmal um das Gelenk, denn die Hunde zogen. Mit der freien Hand deutete er den Waldweg hinunter. »Haben Sie die gleiche Richtung?«

»Nein, nein«, antwortete der Fremde. »Ich bleibe noch, aber wir werden uns sicher öfter hier begegnen.«

Fritz Seyfried wollte etwas sagen, eine Höflichkeitsfloskel, einen Gruß, denn er war ein zuvorkommender Mann, aber die Hunde drängten heimwärts, zogen und bellten, und so nickte Seyfried nur mit dem Kopf. Unbeweglich stand der Fremde an der gleichen Stelle wie bisher und sah ihm nach, wie er in den Schatten der Bäume eintauchte und nach einer Weile weiter unten verschwand.

Da Fritz Seyfried den Hausschlüssel im anderen Mantel hatte, läutete er. Anne öffnete. Weil sie nasse Hände hatte, tat sie es mit dem Ellbogen, ließ die Tür offenstehen und ging sofort wieder in die Küche, wo sie sich die Hände trocknete und anschließend mit Geschirr klapperte. Fritz zog den Mantel aus und hängte ihn an die Garderobe. Er band die Hunde los und warf die Leine über den gleichen Haken. Dann rieb er sich die Hände und sah zufrieden um sich. Er liebte sein Haus, seine Behaglichkeit, seine praktische Einteilung. Aus der Küche heraus auf ihn einredend, wollte Anne, wie jeden Abend, genau alles wissen. Fritz sah sie dabei, obschon er die Küche gar nicht betrat, vor sich, wie sie an der Arbeitsplatte stand, Brot aufschichtete, Käse zusammenstellte, Salz, Pfeffer und Senf auf einem Tablett ordnete. Schließlich hörte er das Klappern der Külschränktür, hinter der sie das Bier hervorholte.

Was er für einen Arbeitstag gehabt habe, wollte Anne wissen, wie es mit dem Verkehr gewesen sei, ob er Appetit habe. Sie fragte das alles, obschon sie gar keine Antwort erwartete, oder wenigstens nicht gleich. Dann erzählte sie von ihrem Tagesablauf, obwohl er gar nicht zuhörte, wenigstens nicht gleich. Fritz ging ins Zimmer und lächelte. Wenn sie den ganzen Tag alleine gewesen war, mußte sie reden und er mußte sie reden lassen. Später, wenn sie sich unter der Lampe gegenüber saßen, würde dieses ganze Gespräch noch einmal geführt werden.

Während er pedantisch, wie es seine Art war, die Gardinen vor das Panoramafenster zog und die Winternacht aussperrte,

brachte Anne das Abendessen. Anne war 15 Jahre jünger als er und dunkelblond. Sie hatte eine stämmige Figur und trug gerne Hosen. Das tat sie auch heute und dazu einen curryfarbenen Rollkragenpullover. Sie war keine Schönheit, jedoch galt sie in der Gesellschaft für Konzertfreunde, im Tennisclub und bei Veranstaltungen von Fritz Seyfrieds Amt als apart, war eine begehrte Tänzerin und eine geschickte, diplomatische Gesprächspartnerin. In der Tat, wenn sie sich dazu überwand, ein Kleid anzuziehen, zum Friseur zu gehen und Make-up aufzulegen, brachte sie es fertig, wie Fritz zu sagen pflegte, auszusehen wie das, was man früher eine Dame nannte.

Es war unglaublich, worüber man während eines einzigen Abendessens reden konnte. Von der Frage, ob Anne noch vor oder erst nach ihrem Geburtstag zum Friseur müsse, über den alten Kullnau, Pförtner in Fritz' Amt, der über ein reiches Repertoire von launigen Schnurren sowie zwei- oder eindeutigen Herrenwitzen verfügte, bis hin zu dem Problem, wie oft man Stoffel und Steffi im Winter baden sollte, kam alles zur Sprache.

»Übrigens, Stoffel und Steffi«, sagte Anne und biß in ein Käsebrot, »du warst heute ziemlich lange mit ihnen weg.«

»Ich habe eine Bekanntschaft gemacht«, antwortete Fritz. »Da muß einer zugezogen sein. Hat auch einen Cockerspaniel.«

»Noch nie gesehen?« fragte Anne kauend.

»Nein«, sagte Fritz, »aber er muß hier in der Nähe wohnen. Wir würden uns sicher noch öfter treffen, sagte er. Na, irgendwann werde ich schon erfahren, wer er ist.«

Diese Annahme erwies sich indessen als Irrtum. Den bürgerlichen Namen seines neuen Bekannten sollte Fritz Seyfried niemals kennenlernen. Er besaß keine wirkliche Existenz. Der Name, unter dem ihn sein Vermieter, sein Fußpfleger und der Briefträger kannten, war falsch, und seinen angeborenen Namen kannten außer ihm selbst derzeit nur noch drei Männer, von denen kein einziger ihn jemals preisgeben würde.

Diese Männer waren völlig unbestechlich. Sie wußten genau, was sie wollten, und hatten die Macht, es zu tun. Sie waren außerdem zutiefst davon überzeugt, daß das, was sie taten, das Richtige war. Zwei von ihnen glaubten überdies daran, daß

dem System, dem sie dienten, die Zukunft gehörte. Der dritte, ein Zyniker, glaubte, daß die Zukunft überhaupt keinem der bestehenden Systeme gehörte und war deshalb zu einem mechanischen Arm der Macht pervertiert, einem kalt-intelligenten Organisator der größten Konspirations- und Subversionsmaschine, welche die Welt je gesehen hat.

Er war der einzige unter den drei Männern, der seine intellektuellen Fähigkeiten, seine moralische Skrupellosigkeit und seine immensen Erfahrungen jedem System zur Verfügung gestellt hätte, das ihm die höchste Machtfülle verlieh und ihn am großzügigsten bezahlte. Dieser Mann besaß eine bedeutende Begabung zur logischen Analyse, deren Ergebnisse er ohne Zeit- und Wertverschiebung in Konzepte und in die Tat umzusetzen vermochte. Außerdem verfügte er über einen unerschöpflichen Einfallreichtum an Wegen, Umwegen, Konstruktionen und Kombinationen, um ein einmal für notwendig gehaltenes Ziel zu erreichen. Und dennoch war auch dieser befähigte Kopf namens Leonid Konstantinowitsch Alikin, Oberst im KGB, dem russischen Komitee für Staatssicherheit und Koordinator der gemeinsamen Aktivitäten der UdSSR und der Deutschen Demokratischen Republik zur Aufklärung operativer Geheimnisse der westdeutschen Bundeswehr, ein ausführendes Organ.

Der zweite jener Männer, von denen die Rede ist, hieß Fjodor Petrowitsch Popow. Dieser Mann trug stets einen Zivilanzug von unbestimmter Farbe und hatte im übrigen das Aussehen eines kleinen, ausgemergelten Mathematiklehrers an einer gehobenen Mädchenschule, mit schütterem, angegrautem Haar, verkniffenem Mund und einer randlosen Brille, die stets dann zu reflektieren schien, wenn jemand versuchte, ihm in die Augen zu sehen. Nichtsdestoweniger zählte er zu den gefährlichsten Männern der Welt und unzählige Menschen hätten ihn gefürchtet, wenn sie überhaupt gewußt hätten, daß sie mit ihm in Berührung gekommen waren. Denn es war eine seiner Eigenheiten, daß er besonderen Einfluß auf das Schicksal von Menschen nahm, die nicht einmal ahnten, daß Fjodor Petrowitsch Popow überhaupt existierte.

Seine Stärke war nicht so sehr die Analyse und die gewagte Konstruktion interkontinentaler Aktivitäten. Er war der Mann der Systematik, des Fleißes, der Ordnung und der psychologi-

schen Intuition. Ihm unterstand der legendenumwitterte Zentralindex des sowjetischen Generalstabes im Zentrum Moskau, in dessen Akten und auf dessen Datenträgern eine so große Anzahl von Personen, Querverbindungen und Informationen gespeichert ist, daß Fjodor Petrowitsch selbst sie im einzelnen gar nicht kannte; und wenn er sie kennen sollte, hätte er sie niemandem mitgeteilt. Er war der Mann, dessen Lebensaufgabe darin bestand, herauszufinden, wie man an Personen irgendwo auf der Welt herankommen konnte, deren Bereitschaft zur Mithilfe der dritte der Männer besonders aus militärischen Gründen für unbedingt notwendig hielt.

Dieser Dritte war Alexejew Andrianowitsch Soltjakin, Chef der II. Abteilung des Glawnoje Raswedjwatelnoje Uprawlenije, des sogenannten GRU, des Zentralen Geheimdienstes des Generalstabes der Sowjetarmee. Dieser Mann besaß nicht nur einen militärischen Rang, wie Leonid Konstantinowitsch Alikin, weil es eben so üblich ist, daß Mitglieder des GRU einen militärischen Rang besitzen, sondern er war wirklich Soldat. Und das seit langem und mit Überzeugung. Er war ein großer, kräftiger Mensch mit einer Neigung zur Körperfülle, der die maßgeschneiderte erdbraune Uniform eine würdige Bedeutsamkeit verlieh. Er hatte ein breitflächiges Gesicht, in welchem listige Äuglein glitzerten. Darüber sprangen buschige Brauen vor, die dunkel geblieben waren, obwohl das dichte Haupthaar schon silbrigweiß glänzte. Seine ganze Erscheinung deutete auf bäuerliche Herkunft. Aber das änderte sich, sobald er etwas lesen mußte, die große dunkle Hornbrille aus der Brusttasche des Waffenrocks fischte, mit einer energischen Handbewegung die Bügel auseinanderschnellen ließ und sie vor die listigen Äuglein schob. Dann wurde das Genießerische im Gesicht des Generals zielbewußt, sachlich und abwägend. In seiner Gesamtkontur ähnelte er etwas seinem großen Vorbild, dem Volkshelden Marschall Shukow, und war deshalb einer Reihe von Genossen aus der Politik verdächtig und unbequem.

Er arbeitete indessen eng und reibungslos mit dem Chef des Generalstabes zusammen, von dem er die Zielrichtung der Arbeiten erhielt, für deren Durchführung er verantwortlich war und überdies volle Aktionsfreiheit besaß. Alles andere ging ihn nichts an.

Diese drei Männer saßen in einem zum Innenhof gehenden Konferenzraum des Verteidigungsministeriums. Alikin und Soltjakin waren weit in ihre Sessel zurückgelehnt und hörten Fjodor Petrowitsch Popow zu, der Aktenordner und Papiere vor sich auf dem Tisch ausgebreitet und soeben einen Teil der Ausführungen abgeschlossen hatte, deretwegen die drei Männer hier zusammengekommen waren.

Eine Weile, nachdem Popow geendet hatte, blieb Alikin noch mit halbgeschlossenen Augen in der bequemen Haltung, die er beim Zuhören eingenommen hatte, und dachte nach. Dann hörte er das knackende Zuklappen der Silberdose, aus der General Soltjakin eine Papyrossa holte, und öffnete die Augen.

»Und wie seid ihr auf diesen Mann aufmerksam geworden?« fragte er, wuchtete sich aus seiner halbliegenden Stellung hoch und dankte, als ihm Soltjakin leutselig die Papyrossidose hinhielt.

»Ich muß es zugeben, durch einen Zufall«, sagte Popow mit einem gewissen Bedauern in der Stimme, dem zu entnehmen war, daß er den Zufall nicht für das effizienteste Arbeitsmittel seines Dienstbereiches hielt.

Soltjakin fühlte sich bemüßigt zu ergänzen: »Das ist nicht wahr, Genosse Alikin. Es war sein phänomenales Gedächtnis, und zwar physisch, denn damals hatten wir noch keine Computer für so etwas. Erzähl es ihm, Fjodor Petrowitsch, und sei nicht so verdammt bescheiden.«

»Das Ganze hat zwei Komponenten«, ließ sich wieder Popows leise, aber eindringliche Stimme vernehmen, die wie ein melodischer Singsang im Raum schwebte, denn Popow sprach das Russische nach der Schrift und ohne jegliches Idiom. Es hörte sich an, als lese er aus einem Roman von Tolstoi. »Es fing damit an, daß wir damals den Auftrag erhielten, unser gesamtes Aufklärungsmaterial aus den Kriegstagen zu überprüfen und alle Vorgänge von Bedeutung neu zu systematisieren und zu archivieren. Das war überhaupt der Grundstock für den Aufbau des Zentralindex. Dabei stieß ich auch auf unsere Stabsakte über v. Loßwitz. Da mich das interessierte, las ich sie vollständig durch.«

»Und was steht da drin? Machen Sie es kurz«, sagte Alikin.

»So kurz wie möglich, Leonid Konstantinowitsch. Aber so

ganz einfach ist die Sache eben nicht. Henning v. Loßwitz war uns bekannt als der dienstgradjüngste Obersturmführer der deutschen Waffen-SS. Soviel also wie ein Oberleutnant. Er war der Chef einer Kompanie in einer Panzerereinheit der Deutschen, der die Fronterprobung der jeweils neuesten Panzerentwicklungen der Faschisten anvertraut war. Ein fanatischer Soldat mit hoher Fachkunde und persönlicher Courage. Einer von denen, die wir gerne lebend gehabt hätten, wenn wir sie hätten kriegen können. Die Offiziere dieses Verbandes wurden häufig in Hitlers Hauptquartier kommandiert, um die Neugier ihres Chefs zu befriedigen und durch ihre Berichte über die neuen Waffenentwicklungen seine angeschlagenen Zukunftshoffnungen zu stärken. Als sich 1943 bei Kursk und Orel das Blättchen wendete und die Faschisten zurück mußten, stiegen unsere Chancen, solcher Leute habhaft zu werden, und es entstand eine Akte. Diese Akte schloß mit einem schriftlichem Bericht aus dem Februar 1945, als unsere Truppen an der Oder angelangt waren und die Kommandeure ein paar Wochen Zeit hatten, um schriftliche Berichte abzufassen. Dieser Bericht besagte folgendes . . . « Popow beugte sich vor und suchte aus den auf dem Tisch liegenden Dokumenten drei mit einer Klammer zusammengeheftete vergilbte Blätter hervor, die mit einer schon leicht verblaßten Tinte beschrieben waren. »v. Loßwitz' Einheit war zum Zeitpunkt unserer Baranow-Offensive am 12. Januar 1945 der 4. Panzerarmee des Generals Graeser unterstellt.«

Soltjakin hatte eine zur Faust geballte Hand auf der Tischplatte ruhen und nickte bestätigend. »Von denen blieb nicht viel übrig damals. Die Front der Faschisten riß schon in den ersten beiden Stunden auseinander und wir trieben sie im Verlauf von zwei Tagen zurück bis an den Pilica-Fluß. Dort mußten wir stehenbleiben, munitionieren und auftanken. Jetzt erzähl weiter, Fjodor Petrowitsch.«

»In diesem Bericht hier«, fuhr Popow fort, »steht, daß der Obersturmführer Henning v. Loßwitz an den Abwehrkämpfen um den Pilica-Übergang beteiligt gewesen ist. Am 15. Januar überrannten unsere Truppen einen deutschen Hauptverbandsplatz, auf dem die Faschisten nur ihre Toten zurückgelassen hatten. Unter ihnen fanden wir auch einen Toten, der das Sold-

buch und die Erkennungsmarke von Henning v. Loßwitz bei sich trug und in dessen Uniform samt dem Ritterkreuz am Kragen steckte.«

Alikin hatte sich jetzt vollends aufgerichtet und hörte aufmerksam zu, während General Soltjakin seinen Zigarettenrest in einem Aschenbecher ausdrückte, der bereits so voll war, daß Soltjakin der an der Tür stehenden Ordonnanz winkte, ihn auszuleeren, was der Mann lautlos und unbewegten Gesichtes tat.

»Und wie kam der Berichterstatter damals darauf, daß der Tote nicht v. Loßwitz war?« fragte Alikin und rief damit ein dröhnendes Lachen des Generals hervor.

»Das ist es ja gerade, Leonid Konstantinowitsch. Die kamen überhaupt nicht darauf. Er kam darauf, er . . .« Soltjakins massiges Kinn deutete in die Richtung von Popow. »Und das erst Jahre danach.«

»Nicht nur die Toten des Hauptverbandsplatzes fielen uns damals in die Hände«, fuhr Popow fort, »sondern auch die Dokumente und Listen. Daraus war zu ersehen, daß schwerverwundet eingeliefert worden war ein einfacher SS-Gefreiter namens Fritz Seyfried. Unter den Toten fehlte dieser Fritz Seyfried aber. Und seine Papiere fehlten auch. Sie wissen, daß wir damals die Papiere gefallener Faschisten brauchten, um mit ihnen unsere eigenen Leute nach drüben zu schicken. Aus diesem Grund wurde es vermerkt.«

»Und daraus haben Sie auf der Stelle geschlossen . . .« begann Alikin einen Satz, der aber vor Popows eisigem Lächeln gefror.

»Ich habe das ad acta gelegt, Genosse Oberst, und es fiel mir erst wieder ein, als einige Jahre später die zweite Komponente dazukam. Irgendeiner unserer Leute schickte damals eine Routinemeldung aus Westdeutschland, die besagte, daß ein Mann namens Fritz Seyfried als Experte für Panzerfragen in die damalige Organisation des Generals Gehlen eingetreten war. Die Amerikaner betrieben die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik. Sie erinnern sich, Kreuzzugspolitik des damaligen amerikanischen Außenministers. Und dieser Name, Fritz Seyfried, ging mir monatelang nicht aus dem Kopf. Ich wußte genau, daß ich einer Sache von allergrößter Bedeutung auf der Spur war

und fand das verbindende Glied nicht. Ich hätte ja anordnen können, daß alle diese alten Vorgänge noch einmal herausgezogen und überprüft werden. Ich hätte das auch selbst tun können, aber das hätte vielleicht weitere Monate beansprucht. Deshalb tat ich etwas anderes.«

»Und was taten Sie, Fjodor Petrowitsch?« fragte Alikin. Zunächst antwortete Soltjakin für ihn.

»Er meditierte«, sagte er.

»Er . . . was?« Alikin schien nach Fassung zu ringen.

»Er meditierte, Leonid Konstantinowitsch.«

Alikins matte graue Augen unter dem niedrig-breiten, dunkelbraunen Haaransatz wanderten mit einem verblüfft fragenden Ausdruck hinüber zu Popow und blieben auf dessen Gesicht mit dem Interesse haften, mit dem man im Zoo ein seltnes und etwas verrücktes Tier betrachtet.

»Und damit hatten Sie Erfolg, Genosse Popow?«

»Ich sage doch, sein phänomenales Gedächtnis«, wiederholte der General.

Popow setzte schließlich hinzu: »Jawohl, damit hatte ich Erfolg. Ich hielt mir Nacht für Nacht den Verlauf unserer damaligen Fronten noch einmal vor Augen, versuchte, mich in Operationen, Stimmungen, Wetterlagen, Landschaften, Jahreszeiten hineinzusetzen, und ganz allmählich entstand in meinem Unterbewußtsein wieder dieser 14. Januar an der mit Treibeis bedeckten Pilica. Ich sage Ihnen, es war in einer Nacht gegen drei Uhr morgens, als ich mich ins Amt fahren ließ und mir diesen Vorgang v. Loßwitz noch einmal herauszog. Und da wurde ich dann endlich fündig.«

Popow breitete die drei engbeschriebenen Blätter vor sich auf der Tischplatte aus und strich mit der Handkante zärtlich glättend darüber. »Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß der damalige Obersturmführer Henning v. Loßwitz in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar die Identität jenes gefallenen SS-Gefreiten Fritz Seyfried angenommen hat und unter diesem Namen direkt an derjenigen Stelle in Westdeutschland sitzt, auf die Genosse Rodionowsky unsere Bemühungen konzentriert sehen will.«

Eine Weile war Schweigen in dem Raum. Soltjakin unterbrach es, indem er erneut die Ordonnanz rief und befahl, Sekt

zu bringen. Wenn nicht für alle, so doch für ihn. Die Ordonnanz sah fragend von einem zum anderen. Alikin und Popow schlossen sich an. Popow hatte lange gesprochen und die beiden anderen hatten lange zugehört und viel geraucht. Das machte durstig.

»Haben Sie keinen Zweifel oder haben Sie Beweise?« fragte Alikin, als die Ordonnanz die Gläser brachte und durch einen Seiteneingang das Zimmer verließ, um die Flasche zu entkorken. Als der Soldat zurückkam, um einzugießen, trug er der Vorschrift entsprechend Handschuhe aus weißem Zwirn.

»Wie man es nimmt«, antwortete Popow und gab seinerseits der Ordonnanz einen Wink, den Raum zu verdunkeln. Der Mann betätigte einen Schalter, und Elektromotoren ließen gleichzeitig eine über die gesamte Fensterfront reichende Verdunklungsfolie und eine breitflächige Projektionsleinwand ausrollen. Indirektes Licht verbreitete gedämpfte Helligkeit.

»Den Beweis lieferte mir der Führer persönlich.«

Popow betätigte einen Originalvorlagenprojektor, ein Transportmechanismus klapperte, und unversehens befanden sich die drei Männer in jenem unterirdischen Befehlsbunker, von dem aus der Führer in den letzten Kriegsmonaten nach dem Attentat seine Dispositionen getroffen hatte. Hitler selbst war auf der rechten Bildseite zu sehen, wo er durch eine Lupe eine Fotografie betrachtete, die ihm augenscheinlich von einem der drei jungen SS-Führer übergeben worden war, die ihn in schwarzer Panzerfahreruniform auf der linken Bildseite halbkreisförmig einrahmten.

»Makaber«, sagte Alikin angewidert. »Woher haben Sie das Foto?«

»Aus einer Hitlerbiographie, die in Westdeutschland veröffentlicht worden ist. Mir fiel die Ähnlichkeit sofort auf, als ich es sah. Ich gebe allerdings zu, um sie zu bemerken, muß man die Zusammenhänge kennen. Ein Außenstehender würde darüber hinwegsehen. Haben Sie den geringsten Zweifel?«

Popow rückte in dem Projektor an der Vorlage und legte ein Bild Fritz Seyfrieds aus jüngster Zeit daneben. Es zeigte Seyfried, der in gebückter Haltung mit einem seiner Hunde spielte und dabei über die linke Schulter blickend in das Objektiv sah, so als hätte er das Klappen der Kamera gehört, obschon dieses